


**Nr. 233.** **Bromberg, den 25. Oktober** **1928.**

# Der schwarze Mann.

## Roman von Alfred Machard.

Copyright bei Drei Masken Verlag, Berlin, München, Wien.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Um ihn herum ist es dunkel und feucht, aber zu beiden Enden des Tunnels zittern die lichten Ausgänge. Das ist die Welt, die weite Welt! ... Er ist frei! Eben hat eine Schraube dem Druck seines Rückens nachgegeben, der aufgeworfene Deckel hat sich wie ein Scharnier gewendet, den anderen Schraubenkopf umgedreht und dabei die Wagendecke in einem heftigen Ruck auf den vorne eingespannten Mann geworfen ... Armer Amédée! Er dachte an einen niederträchtigen Überfall von hinten. Erst wollte er tapfer zurückspringen, um dem Angreifer zu begegnen, aber er verfing sich ungeschickterweise in seinen Lederzügeln, so daß er sich und die Deichsel immer mehr in die Wagendecke verwickelte. Jetzt kämpft er vergeblich unter dem schweren Tuch, das ihm mit seinen steifen Falten die Arme lähmt und dessen Ecken sich heimtückisch um seine strampelnden Beine schlingen.

Nun, um so besser. So kann Vinzenz fliehen, ohne erkannt, ja sogar ohne gesehen zu werden.

Und Boubou?

Der Gejagte beugt sich nieder. Er hat das Kind gepackt und aufgehoben. Oh, diese violetten Wangen, diese dicken, angeschwollenen Lippen, die beinahe schon schwarz sind, diese verdrehten Augen!

„Mein Bub! ... Mein kleiner Bub!“

Er drückt ihn an sich, rüttelt ihn, will ihn wieder beleben. Doch es gelingt nicht. Verzweifelt fleht er: „Mach doch die Guckaugen auf, du mein Kleiner! ... O Gott, nicht das ... nur das nicht ...

Er rast. Sein Gesicht verzerrt sich wie wahnsinnig ... Und schon wieder, dort, die Trompete des Tellerflickers. Sie schmettert ihre gellen Töne durch den Tunnel, daß sie, wie von unsichtbarer Hand geschleudert, an das Ohr des Erschöpften dringen. Und diese Trompete, sie kreischt ein Jagdlied. Huß! ... Nur zu! ... So unbarmherzig rufen die Jagdhörner im Dickicht zur Verfolgung auf. Erst halali ... Und dann die Jagd!

Halli — hallo! ... Halli — hallo!

Rette dich, Vinzenz! ... Noch ist es Zeit! ... Rette dich!

Aber Boubou ist tot!

Was liegt dem einstigen Sträfling jetzt noch daran, gefangen zu werden ... Boubou ist tot ... Sollen sie nur kommen, die von der Polizei!

Schon will er einen letzten heißen Kuß auf die Stirn seines Kindes drücken —

Da! ... Was ist das? ... Was hat er gesehen? ... Boubous Lider haben gezittert ... Es war doch kein Trug. Nein. Auch seine Nasenflügel scheinen sich zu weiten, der Mund öffnet sich mehr und mehr und die aufgedunsenen Züge werden kleiner, festigen sich nach und nach ...

Er lebt! ...

Die Trompete nähert sich, nähert sich rasch. Gleich wird sie in den Tunnel kommen. Es müssen mehrere sein, die da hinter ihm her sind. Er hört viele Stimmen, mehrfaches Schreien, Befehle ...

Boubou ist am Leben! ... Auf zur Flucht!

Vinzenz springt vom Wagen, wobei er den armen Amédée, der noch immer in der schweren Decke gefangen steckt, umwirft. Mit neuen Kräften stürmt er davon. Das Kind hält er an seine Brust gepreßt. Er läuft ... Und lacht, lacht ein schluchzendes, nervöses Lachen, das wie Weinen klingt. Denn freudeglühend spürt er während der furchtbaren Flucht, wie der steife Körper des Kindes in seinen Armen wieder lebendig wird.

Er läuft! ... Schon ist er aus dem Halbdunkel draußen im Licht. Wie warm es ist. Die Luft ist voller Vogelgezwitscher. Es ist ein stiller Spätnachmittag. Die Sonne neigt sich schon schwer gegen den Horizont, färbt die weißen Häuser ganz rot. Die kurze Kastanienallee vor ihm führt in den Wald von Vincennes. In den Wald! ... Dort kann man sich leicht verstecken. Bäume, Gestrüpp, hohes Gras, das alles ist so ganz nahe ...

Ein kurzer, scharfer Pfiff durchschneidet die ruhige Luft über dem Kopf des Gejagten. Einen Augenblick stockt er unbeweglich ...

Dort oben auf dem Damm zieht eben ein Zug knirschend die Bremsen ein. Die Signalscheibe vor dem Bahnhof ist geschlossen. Der Zug hält. Der Abendwind weht einen ranzigen Geruch von heißem Öl über die Erde.

Vinzenz erklimmt die Böschung.

Das Gras ist dicht. Ab und zu strauchelt er, stürzt und schlägt sich die Knie an den scharfen Eisenschlacken und Kieselsteinen wund. Die Hände kann er nicht gebrauchen, denn er trägt Boubou.

Und schon steht er auf der Strecke.

Die Signalscheibe in der Ferne klappt schallend auf und schleudert eine Lerche, die auf ihr gesessen ist, zum Himmel. In den winzigen Bahnhäuschen, die die Strecke einfassen, knirschen die Drähte an den rostigen kleinen Rädern. Der Zug fährt weiter ...

Da Vinzenz glücklicherweise auf einem Nebengeleise steht, kann der Zugführer, der auf seinem Trittbrett an der anderen Seite die Signale beobachtet, ihn nicht sehen. Die Bahn fährt immer rascher. Vinzenz hält seinen Sohn jetzt wie ein Bündel fest an die rechte Hüfte gepreßt. Vor ihm ist eine der Stiegen, die auf die hohen mit Sitzen versehenen Wagenverdecke führen, wie sie unter dem Namen „Imperials“ eine angenehme Einführung bei den langsamen Vorortezügen sind. Vinzenz ergreift mit seiner freien Hand das Geländer, schwingt sich hinauf und läuft eiligst über die Stufen. Er tritt gebückt unter das niedere Dach und nimmt am Ende des Ganges im letzten Kupee Platz. Niemand ist in dem Abteil.

Mit großer Behutsamkeit legt er Boubou auf die Holzbank. Das Gesicht des Kleinen ist sehr blaß. Er hat die Augen geschlossen und die Nasenflügel zittern deutlich. Doch es war nur eine Ohnmacht gewesen und Boubou erwacht wieder zum Leben.

... Unten sammelt der Tellerflicker mit befehlenden Gesten mehrere Männer um sich. Und da ist auch der Koch! Er hat seinen Rock noch nicht wieder angezogen und Vinzenz erkennt ihn an seinen blauen Hemdärmeln. Der Tellerflicker zeigt mit der Hand gegen den Wald, worauf sich drei Männer im Laufschritt entfernen. Dann weist er mit der ganzen Autorität eines Vorgesetzten rechts und links den Weg. Die Spürhunde zerstreuen sich nach beiden Richtungen. Doch jetzt macht der Zug eine Biegung und schießt zwischen zwei Böschungen durch. Vinzenz kann nichts mehr sehen, aber in einem Augenblick — kaum lang genug, um mit den Wimpern zu zucken — erblickt er doch noch den Koch, wie er plötzlich stehen bleibt, um seinem Gefährten die Spuren des Flüchtlings in dem frischen Gras auf dem Bahndamm zu zeigen.

Es ist geschehen. Das Telephon, das binnen kurzem arbeiten wird, erreicht rascher als der Zug alle Bahnhöfe.

Aber, man muß doch nicht gleich den Kopf verlieren!... Wie lange dauert es, bis das Netz sich ausspannt? Vinzenz berechnet es in Gedanken ... Vor allem werden sich die Polizisten nach dem Bahnhof wenden. Da sie wieder durch den Tunnel und durch die winkeligen Straßen müssen, können sie, auch wenn sie laufen, nicht vor zehn Minuten dort ankommen. Auch wenn sie die Bahnstrecke nehmen wollten, könnten sie nur wenig Zeit gewinnen. Sie würden mit ihren gewöhnlichen Schuhen in dem groben Kiesel ausrutschen. Dann müßten sie erst dem Stationsvorstand von der ganzen Jagd Mitteilung machen und die telephonische Verbindung mit Fontenay erreichen, was bestimmt einige Minuten in Anspruch nehmen würde. In einer Viertelstunde aber wäre der Zug sicher schon über Vincennes hinaus und zweifellos bis Saint Mandé gekommen. Neuilly und La Bastille hingegen könnten sie nicht vor zwanzig Minuten erreichen. Bis dorthin aber ist es Zeit genug, sich für etwas zu entscheiden. Da hat er eine Idee! Da er so wie so ohne Fahrkarte fährt, wird er die Kontrolle vorsichtigerweise dadurch umgehen, daß er vor Bel-Air, wo die Strecke durch die Festungswerke hindurchfährt und nach Paris mündet, den Waggon verläßt. Die Lokomotive fährt dort in einem Umkreis von hundert Metern vom Bahnhof an viel langsamer.

Eben verläßt, nach einer Minute qualvollen Aufenthaltes, der Zug Nogent. Länger als ein Jahrhundert schien diese Minute. Glücklicherweise ist niemand in das Abteil gestiegen, in dem Vinzenz vor seinem Sohn kniet. Er hat den Arm wie ein Polster unter den Kopf des Kleinen geschoben. Er wiegt ihn hin und her:

„Nun, was ist? ... Geht es schon besser? ... Jetzt ist es vorbei ... Nichts tut dir mehr weh! ... Atme tief, wart, ich mach dir den Kragen auf! ... Willst du dich aufsetzen? ... Nein ... Dann bleib nur ... Ist dir übel? ... Das geht vorbei ... Ach, mein Kleiner, was hast du mir doch für Angst gemacht! ... Nein, das kommt nicht mehr .. Wie? ... Du willst sprechen? Nun, so sprich doch, ich höre .. Sprich! ... Ja ... ja ... Was? ... ja, es war der schwarze Mann."

Fontenay ...

Vincennes ...

Eine alte Frau ist eingestiegen. Sie trägt einen großen Korb.

„Oh," sagte sie, wie sie Boubou liegen sieht, „ist er krank, der Kleine?"

„Ja," antwortet Vinzenz, „die Eisenbahn ... das Schütteln ... der Rauch ... er ist so zart."

Die Alte hat ihren Korb aufgemacht.

„Hier!", sagt sie und hält ihm ein Glas und eine Flasche hin. „Geben Sie ihm einen Schluck ... Es ist Zuckerwasser mit ein bißchen Kaffee und sehr viel Rum ... Ich bin Schuhstepperin in einer Fabrik ... Das macht müde! ... Da nehm ich auch immer davon, wenn's nicht mehr weiter geht ... In meinem Alter muß man sich aufpulvern ... Ach ja, mein Lieber, es ist schwer zu arbeiten, wenn man schon sechsundsiebzig ist."

Boubou nimmt ein paar Schluck von dem Getränk zu sich und wird wieder munter. Er versucht, sich aufzurichten. Sein Vater hilft ihm und setzt ihn dann auf den Schoß.

Die Alte ist gerührt: „Ach, Sie hängen wohl sehr an Ihrem Kleinen!"

„O Gott", sagt Vinzenz. Er hat den Kopf gesenkt und verdeckt die Augen.

Eine große Träne ist auf Boubous Stirne gefallen.

Saint-Mandé ...

Der Zug fährt in den Bahnhof ein.

Bei jeder Station schaut Vinzenz mit wildem Blick auf den Perron, während seine Hand heimlich das Rasiermesser in der Tasche umklammert. In Saint-Mandé steigen zwei Passagiere auf die Imperiale, setzen sich aber sofort geheimnisvoll in eine dunkle Ecke am anderen Ende des Waggons. Es sind zwei Liebende. Man sieht bald nichts mehr von ihnen.

Der Zug fährt wieder ab und stürzt sich in den langen Tunnel, der unter der Stadt hindurchfährt.

Da sagt die Alte: „Hören Sie, Ihr Kleiner hat ja seine Schuhe ausgezogen."

In dem immer dichteren Dunkel tastet Vinzenz mit einer Hand nach den Füßen des Kindes. Es ist wahr. Und er erinnert sich, daß Boubou im Laden unten, um keinen Lärm zu machen, auf Socken gegangen war. Die Schuhe hatte er ausgezogen und in der Hand getragen. Und diese Schuhe waren jetzt im Sarg geblieben.

Ach was, er wird ihm dann gleich andere kaufen.

„Warum hat er denn seine Schuhe ausgezogen?", fragt die Frau neugierig.

Vinzenz hilft sich durch eine List: „Ja, wissen Sie, er ist nämlich an beiden Füßen gelähmt, und weil ich ihn den ganzen Tag so trage ..."

„Der arme Kleine!" Die Alte ist voll Mitleid.

Nun wird der Zug den Tunnel bald passiert haben. Schon spiegelt sich das Licht der untergehenden Sonne schief in den Scheiben, hinter denen sich die großen weißen Rauchwolken lösen.

Gleich sind sie in Bel-Air. Aufgepaßt! Noch ein gerader Tunnel, dann ein Stückchen Strecke, dann eine Weichenkreuzung und sie sind auf dem Bahnhof. Vinzenz nimmt seinen Sohn auf den Arm und steht auf.

„Wo gehen Sie denn hin?" fragt die Alte erstaunt.

„Ich steig gleich aus", antwortet er und öffnet dabei die Tür, die auf die steile Stiege führt.

„So warten Sie doch, bis der Zug hält! Sie werden's nicht versäumen! Das ist ja ein unglaublicher Leichtsinn."

„Gar nicht gefährlich! ... Ich halte mich an das Geländer an."

„Nein! ... Mit einem Kind am Arm ... mit einem kranken Kind ... Nein ... das ist toll!"

„So lassen Sie mich doch!"

„Sie werden es nicht tun!"

„Lassen Sie mich!"

„Warten Sie bis zur Station!"

„Wollen Sie mich wohl loslassen!"

Aber die Alte klammert sich eigensinnig an ihm fest. Und sagt im feierlichen Predigerton: „Im Namen Ihres Kindes, warten Sie die Station ab!"

Vinzenz wird ungeduldig. Diese verrückte Person wird ihn noch so lange aufhalten, bis der Zug auf dem Bahnhof ist. Das könnte eine große Gefahr bedeuten. Er muß ein Ende machen! Und so zwingt er sich, roh und brutal zu erscheinen: „Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten! Sie alte Ziege!"

Wutersickt gibt die arme Alte plötzlich nach. Sie läßt ihn los, stößt die Tür auf und sinkt schimpfend auf die Bank: „Da soll man sich noch um die Leute kümmern? .... Ein schöner Dank! ... Alte Ziege, ich, die ich ihnen meinen Schnaps gegeben habe! ... Man kann wirklich an den Menschen verzweifeln."

Vinzenz hat sich Boubou rittlings auf den Rücken gesetzt.

„Ist dir besser, mein Bub?"

„Ja, Pap."

„Halt dich an meinem Hals an! ... So fest du nur kannst ... Ich werde abspringen müssen."

„Tust du das, weil wir flüchten?"

„Ja ... wir flüchten ..."

„Ist er denn im Zug, der schwarze Mann?"

„Ja ... halt dich fest."

Boubou umschlingt den Hals des Vaters mit seinen zitternden Armen.

Vinzenz steigt die Stiege hinunter.

Hier ist der Tunnel, die freie Strecke ... Gleich kommt die Weichenkreuzung ...

Die Lokomotive gibt zwei lange Pfiffe von sich. Schon beißen die Bremsen in die knirschenden Räder. In der wachsenden Dämmerung sieht man vor dem Bahnhof von ferne den Semaphor, dessen rotes Licht wie ein neugieriges Auge auf den Zug gerichtet ist.

Das ist der Augenblick! ... Vorwärts! ... Hopp!

Vinzenz ist abgesprungen.

Er fällt schwer auf die Knie, erstickt einen Schmerzensschrei, steht aber schleunigst wieder auf.

„Und du, Boubou? ... Hast du dir weh getan?"

„Nein, Pap."

Hinkend geht Vinzenz weiter.

Oben schreit die Alte wütend: „So ein Schwindler! ... Weil er keine Fahrkarte gehabt hat!"

Vinzenz steigt über das Geländer, das hier die Strecke einschließt. Seine Knie sind entsetzlich aufgeschunden, jeder Schritt entreißt ihm einen Klagelaut. Er möchte gerne rennen, so bald als möglich den Bahnhof weit hinter sich lassen. Aber er kann kaum gehen.

Und Boubau liegt so schwer auf seinem Kreuz ...

Wenn er den Buben auf die Erde setzen wollte, so würden sich die Leute in den nächsten Straßen darüber wundern, daß er auf Socken läuft. Er muß Boubou also tragen.

Plötzlich erzittert er ... Diese Schuhe, die da im Sarg übrig geblieben sind, wie genau konnten sie den Steckbrief der Polizei vervollständigen: „Ist mit seinem Sohn geflohen. Das Kind hat keine Schuhe an." Er, der alte, in allen Schlichen erfahrene Sträfling, hat an diese Gefahr noch gar nicht gedacht!

„Boubou, wickel die Füße schnell in meinen Rock! ... Oder nein ... noch besser ... steck sie mir in die Taschen!"

Boubous Lebensfreude erwacht wieder mit seinen Kräften.

Er lacht: „Ach ja, Pap! ... es ist so lustig, wie auf einem Pferd zu reiten!" (Fortsetzung folgt.)

# Die tausendjährige Tänzerin.

Von B. Graf Khun de Prorok.

Die ägyptischen Königsgräber, das alte Ilion, die Akropolis von Athen und das Forum Romanum sind durch die Forschungen des letzten Jahrhunderts zu neuem Leben erwacht. Der Kreis der alten Kulturen rings um das Mittelmeer schließt sich mit Karthago, der großen Gegenspielerin Roms. Wie in Troja, so liegen auch hier und in dem benachbarten Utica mehrere Schichten übereinander, und jede Schicht bedeutet die Zeit einer untergegangenen Kultur. Amerikanische und französische Forscher haben hier neuerdings gearbeitet und wertvolle Ergebnisse erzielt. B. Graf Khun de Prorok, einer der Expeditionsleiter, hat darüber ein nicht nur wegen seines ungewöhnlichen Inhalts, sondern auch seiner maßvollen Schreibweise sympathisches Buch geschrieben, das jetzt im Verlag F. A. Brockhaus zu Leipzig erschienen ist: B. Graf Khun de Prorok, „Göttersuche in Afrikas Erde. Fünf Jahre Ausgrabung in Karthago, Utica und der Sahara." Mit 43 Abbildungen und 1 Karte. Selbst auf dem Grund des Meeres, dem Golf von Tunis, gruben die Forscher eine versunkene Stadt aus, ferner fanden sie gestrandete Galeeren mit reicher Beute. Steinzeitliche Funde und verfallene Römerstädte am Rande der Sahara reizten zur Lösung der Frage, ob hier vor Zeiten ein anderes Klima geherrscht habe. Den Abschluß bildet ein Vorstoß in das Herz der großen Wüste, ins geheimnisvolle Hoggar. Zwischendurch interessieren bisher wenig bekannte Streiflichter auf die wechselvolle Geschichte Nordafrikas und die Sitten oder Unsitten seiner jetzigen Bewohner. Selbstverständlich kommen auch die bunten Erlebnisse der Expeditionen zu ihrem Recht. Mit Erlaubnis des Verlages bringen wir nachstehend folgende Inhaltsprobe:

Der Reiz der Altertumskunde flaut etwas ab, wenn man sich selber am Hauen und Schaufeln beteiligt. Ich bin indes fest davon überzeugt, daß der Schatzgräber seine Funde erst dann richtig auskostet, wenn er von Zeit zu Zeit selber Handarbeit verrichtet. Wahrscheinlich glauben die meisten Leute, daß das Ausgraben toter Städte von malerisch gekleideten Arabern besorgt wird, während der Unternehmer daneben hockt und aufs Erscheinen der Funde lauert. In Utica und Karthago war es indes oft empfehlenswert, die kitzligeren Arbeiten selber zu besorgen. Manche Stunde habe ich in der glühenden Sonne beim Ausschaufeln der Gräber verbracht.

Beim Grab der Tänzerin wurde die Mühe belohnt, denn es war meine Spitzhaue, die in Utica auf den wunderbaren Steinsarg stieß. Kurz zuvor war kein Grund einzusehen, warum ich dem betreffenden Arbeiter die Werkzeuge aus der Hand nehmen sollte. Vielleicht war er der nächste oder faulste. Jedenfalls schwang ich mein Gerät schon seit einer Stunde, als ich plötzlich auf etwas Hartes schlug und einen Knacks hörte. Das mußte Stein sein. Sorgfältig erweiterte ich das Loch. Dann brach ich in einen Juchzer aus, denn ich sah, daß mir ein Grab geschenkt ward. Ich öffnete eine Schatzkammer der Toten.

Da es mir zu langsam ging, rief ich die Gefährten herbei. Stundenlang räumten wir die Erde fort. Bei Sonnenuntergang konnte man die Hebezeuge an den Deckel setzen.

Immer wieder bemächtigte sich unser dieselbe Ungeduld. Wir erziehen uns nie zur Selbstbeherrschung, sondern drängen uns heran, um den Inhalt des neuen Sarges zu erspähen, während die Winde den Deckel lüftet. Ebenso machen es die Araber. Längst bevor man etwas sehen konnte, lagen wir vor dem Deckel auf dem Bauch im Dreck, während die Araber hinten nachdrängten. Gerade als ein Arbeiter ausrief: „Er ist voller Gold!" rutschte die eine Hebelade ab. Für einen Augenblick sah es so aus, als würde der Deckel zurückfallen und neugierige Hände einklemmen. Glücklicherweise hielt die andere Hebelade, so daß uns Verletzungen und Enttäuschungen erspart blieben. Dann wurde der Deckel gekippt und mit Steinen verklemmt. Wir sprangen auf, um zu sehen, ob der Araber übertrieben habe. Aber es sah wirklich so aus, als sei der Sarg mit Gold gefüllt. Auf dem Inhalt lagerte eine dünne Staubdecke. Aber wie durch einen Schleier erblickten wir ein prachtvolles Halsband.

Dann mußten wir wieder auf Herrn Kellermann und andere Leute warten, die ihre Bildkammern schußbereit machen wollten. Die Umrisse des Gerippes waren deutlich erkennbar. Behutsam entfernten wir die Verwesungserde und verzeichneten genau die Lage jedes einzelnen Stückes, ehe wir den Schmuck heraushoben. Zuerst kam eine wundervolle Kamee, die in einen echten Goldring gefaßt war. Da der Ring auf einen sehr kleinen Finger paßte, dachten wir an die letzte Ruhestätte einer Frau aus der vornehmen Gesellschaft von Utica. Der nächste Gegenstand, den wir nahe bei den Fingern fanden, war ein fein geschnittener Skarabäus. Dann entfernten wir die Erde, in die der Kopf gebettet lag.

Nun kamen die Schätze schneller zum Vorschein: herrlich gearbeitete goldene Ohrringe, eine Kette aus goldenen Sternen und goldene Anhänger. Um den Hals des Mädchens schlangen sich hundertfünfzig goldene Sterne.

Unsere Fachleute entzifferten die Bedeutung der Überreste, während die Arbeiten fortschritten. Vom jungen Weibe waren nur noch die goldenen Schmuckstücke übriggeblieben und das Gerippe, aus dem sich ergab, daß sie 1½ Meter lang war, aber das zwanzigste Jahr noch nicht überschritten hatte.

Neben ihr lagen Tränenkrüglein und Duftfläschchen. Sodann fanden wir bronzene Zimbeln, aus denen wir ersahen, daß die Tote eine Tänzerin war.

Sie muß bei den Zuschauern sehr beliebt gewesen sein, wenn man ihr beim Abschied soviel Schmuck mitgab. Mit Ausnahme der ägyptischen Königsgräber ist ihr Grab das reichste, das bisher in Afrika gefunden wurde.

Unzweifelhaft überschattete ein Ausdruck der Trauer unsere Gesichter, als wir dem letzten Auftreten der fröhlichen kleinen Tänzerin beiwohnten. Jedenfalls erfreute sie sich dabei eines ausgewählten Zuschauerkreises. Obgleich ihre schnellen Füßchen längst nicht mehr zu geheimnisvollen Schrittmaßen trippelten, so hat sie doch sicherlich nie gerührtere und teilnahmsvollere Zuschauer gehabt.

Auf den guten Plätzen mögen Senatoren und Edelleute gesessen haben, von den oberen Rängen mag das Klatschen des Volkes geschallt haben. Als ihre Zimbeln aber wieder ans Tageslicht kamen, da war es in Anwesenheit von Leuten, die ihre Gedanken in die Jahrhunderte zurückschweifen ließen und ihr freundliche Grüße schickten. Beim letzten Herausruf waren zugegen: die Großfürstin Maria Pawlowna von Rußland, der Herzog von Clermont Tonnere, der Marquis de Guise, Prinz und Prinzessin Jean de Faucigny, Baron und Baronin Rodolphe d'Erlanger und Graf Phillipe d'Estailleur.

Die Leute, die den Liebling von Utica niemals auf der Höhe seines Ruhmes gesehen hatten, verliehen dem alten Gebein zartfühlend neue Persönlichkeit und gaben der kleinen Tänzerin ebenso zartfühlend das letzte Geleit, als wir sie wieder zur Erde bestatteten. Die niedergehende Sonne überflutete ihr Grab mit Licht und küßte sie zur ewigen Ruhe. Hoffentlich hat uns die Seele des lieblichen Wesens verziehen. Wir hatten ihren tausendjährigen Schlaf gestört und seufzend der Schönheit gehuldigt, in der sie einst erstrahlt haben muß.

# Der zweimal tote Vater.

Humoreske von André v. Kún-Berlin.

Der Kunstmaler Peter Dörfler konnte sein Geld nie richtig einteilen und kam immer, insbesondere gegen Monatsende in Verlegenheit. Er machte sich wenig daraus: da mußten dann die Kameraden und all die „Zivilisten" herhalten, die den Künstlerstammtisch besuchten. Peter hatte einen sicheren Blick dafür, wann er jemand anpumpen konnte; er wandte sich stets im richtigen Augenblick an die richtige Adresse. Daß Peter die Rückzahlung dieser „Darlehen" häufig vergaß, nahm ihm kein Mensch übel; ein Künstler hat eben anderes zu tun, als an solch prosaische Angelegenheiten zu denken. Und wer dies nicht begreifen konnte, verdiente es eben nicht, mit einem Künstler, mit einem Tizian der Zukunft, verkehren zu dürfen. Daß der Tizian der Zukunft vorläufig Zeichenunterricht in einer Privatschule erteilte und für mäßiges Honorar Detektivromane illustrierte, tat seinem Selbstgefühl keinen Abbruch. Er war davon überzeugt, daß seine Stunde einmal schlagen würde. Bis dahin aber dürften diese ihn zu einigen Gläschen Bier und einem bescheidenen Abendessen bitten. Sie verweigerten ihm diesen Liebesdienst nicht, und so schlug sich Peter ganz gut durch.

Alles verlief ganz gemütlich, bis der „Pumpkönig der Residenz", wie man Peter allgemein nannte, eines Tages den Entschluß faßte, sein Dasein mit dem einer kleinen blonden Kollegin engstens zu verknüpfen. Peter war bis über die Ohren verliebt, wollte ganz „bürgerlich" heiraten und nahm sich vor, von nun an seine Einnahmen richtig einzuteilen und ein solides, bescheidenes Leben zu führen. Aller Anfang ist aber bekanntlich schwer. Zur Familiengründung gehörte einiges Bargeld; zumindest mußte ein zweites Bett angeschafft werden. Und sonstige Kleinigkeiten, die ein werdender „Familienvater", als der sich Peter bereits gebärdete, nicht gut entbehren konnte; die Ausstattung seiner Junggesellenwohnung ließ viel zu wünschen übrig. Peter

brauchte also schleunigst Geld, getraute sich aber in diesem Falle nicht, sich an die Stammtischgenossen zu wenden. Die brachten dem Ehestand wenig Verständnis entgegen; es waren alles eingefleischte Junggesellen, die ihre Beihilfe zum „Selbstmord", wie sie die Ehe so oft nannten, gewiß verweigert hätten.

Peter verschwieg also seine wirklichen Absichten vor der Kollegenschaft und dachte Tag und Nacht darüber nach, wie er die Leutchen am besten hinters Licht führen könnte. Er zerbrach sich eine ganze Woche den Kopf und kam dann auch glücklich auf einen originellen Gedanken. Die Idee war wirklich des „Pumpkönigs der Residenz" würdig. Die Sache mußte gelingen.

Peter traf seine Vorarbeiten für die „entscheidende Schlacht". Zunächst blieb er einen Abend zu Hause; das war seit Jahr und Tag nie geschehen und mußte am Stammtisch allgemein auffallen. So kam es auch, als Peter sich am nächsten Abend zur gewohnten Stunde zum Dämmerschoppen im Künstlercafé einfand, wurde er von allen Seiten mit Fragen bestürmt, was denn sein gestriges Wegbleiben zu bedeuten hätte. Mit einer traurigen Handbewegung wies Peter auf seinen Anzug. Richtig — die Versammelten verstummten auf einmal — er trug ja einen feierlichen schwarzen Rock. Böses ahnend fragten die sonst so lustigen Künstler ihren Kameraden (er hatte ganz verweinte Augen, der Unglückliche!) nach dem Grund. Peter wollte zu sprechen beginnen, aber Schluchzen erstickte seine Stimme; er konnte sich nicht mehr beherrschen: „Mein guter, alter Vater! . . ."

„Sage uns doch endlich, was vorgefallen ist", drängte der Vorsitzende des Stammtisches, „vielleicht können wir dir helfen. Wo fehlt's denn?"

Peter deutete auf sein Herz und schluchzte herzzerreißend weiter. Nach einigen Minuten — die Spannung der Gesellschaft erreichte ihren Höhepunkt — berichtete er dann, daß sein Vater gestorben sei. „Und ich armer Schlucker", Peter fing abermals zu weinen an, „stehe ohne einen Pfennig da! Es ist furchtbar; kein Mensch kann mir helfen . . ."

„So schlimm wird's wohl nicht sein", erwiderte der Vorsitzende gerührt, „in diesem Falle, lieber Freund, wollen wir dir alle gern beistehen. Nicht wahr, Ihr Herren", er wandte sich an die ebenfalls bis zu Tränen gerührte Korona, „wir wollen gemeinsam dafür sorgen, daß der verstorbene Vater von Peter standesgemäß beerdigt wird."

Alles nickte zustimmend. Der Reihe nach sprachen die Anwesenden Peter ihr herzlichstes Beileid aus und drückten ihm dabei recht diskret einen oder mehrere Geldscheine in die vor Aufregung zitternde Hand.

„Der Himmel wird's euch vergelten", stammelte Peter mit einem verlegenen Lächeln und leerte mit einem Zuge das ihm angebotene Glas. Dann zählte er unter dem Tisch verstohlen das Geld: es waren etwas über dreihundert Mark. Ein kleines Vermögen, dachte Peter, da kaufe ich noch einen neuen Schrank dazu! Er erhob das zweite Glas und trank es auf das Wohl seiner selbstlosen Freunde.

Gegen Mitternacht schickte sich Peter zum Gehen an. Man verstand, daß er in seiner heutigen Verfassung keine Lust verspürte, weiter zu bleiben, flößte ihm noch einen letzten tröstenden Schluck ein und drückte ihm zum Abschied teilnahmsvoll die Hände.

Er erreichte bereits die Ausgangstür des Kaffeehauses, als dem Vorsitzenden etwas einfiel. „Peter", rief er diesem nach, „wann ist denn eigentlich die Beerdigung?"

„Die war schon", erwiderte gelassen der Gefragte, indem er die Türklinke ergriff.

„Wann denn?" erkundigte sich erstaunt der Vorsitzende.

„Vor acht Jahren!" lautete die überraschende Antwort, und im Nu machte der „Pumpkönig der Residenz" (sehr zu seinem Glück!) die Tür von draußen zu.

---

## Amerikanische Burschenherrlichkeit.

Eine große amerikanische Korporation brachte es neulich fertig, einen kleinen Knigge für die weiblichen Kommilitonen heraus zu geben, aus dem die jungen Damen das — anständige Benehmen in den Hörsälen erlernen sollten! Einige Auszüge aus diesem lerreichen Buch mögen hier beweisen, wie der amerikanische Student über seine Mithörerinnen denkt. (Ganz unschuldig werden die Damen wohl nicht daran sein.) „Nimm die Einladung Deines Kommilitonen zu einer Tasse Tee nicht mit dem Hintergedanken an, daß er auch dein Abendbrot bezahlt!" — „Wenn dich ein Kollege mit einem Mietsauto abholt, beeile dich, und laß ihn nicht länger als eine halbe Stunde warten. Das kostet Geld!" — „Frage deine männlichen Kollegen nicht Tag für Tag, ob dich der kurzgeschnittene oder der lange Bubikopf besser kleidet. Das stört beim Lernen; man kann sich so nicht auf die Vorlesung konzentrieren." Ähnlich sind die übrigen Ratschläge des dicken Buches. Daß es auf den amerikanischen Hochschulen recht toll zugehen muß, beweist übrigens ein ulkiger Fall. Ein Student begann sich während der Vorlesung in aller Seelenruhe im Hörsaal zu rasieren. Das war nun doch zu stark. Die Damen schlugen Krach, und selbst der Professor verwahrte sich gegen diese Entweihung der heiligen Hallen. Der junge Mann erwiderte, ohne mit der Wimper zu zucken, daß ihm keiner verbieten könne, sich öffentlich zu rasieren, wenn die Damen sich ebenfalls im Hörsaal pudern und schminken dürften. Der Professor sah dies ein, die Damen wurden auf einmal ganz still, die Kameraden klatschten Beifall, als wären sie im Theater, der Student rasierte sich ungestört weiter, und die Vorlesung nahm — ebenfalls ungestört — ihren Fortgang. — Im alten Europa hat es die akademische Freiheit doch noch nicht so weit gebracht. —



## Bunte Chronik



* **Riesenwanderung ostafrikanischen Wildes.** Nach einem Gutachten des britischen Forschers Major A. Radcliffe Dugmore verkleinert sich mit Erschließung des dunklen Erdteils nicht nur der Wildbestand, sondern naturgemäß auch das Revier der großen Wildtiere Afrikas zusehends. Wilde Nashörner, Nilpferde und Elefanten halten es auf die Dauer nicht in Gebieten aus, in denen eine von Jahr zu Jahr intensivere Landwirtschaft betrieben wird. Eine Massenabwanderung soll besonders in Ostafrika zu spüren gewesen sein, wie Zeitungen aus dem Tanganyika-Territory vor einiger Zeit meldeten. Das Austrocknen afrikanischer Flüsse wird sogar in Verbindung mit diesen Riesenwanderungen gesetzt. Auch Major Dugmore will in der wildreichen Ebene von Kenya in der trockenen Jahreszeit wiederholt auf ein Flußbett gestoßen sein, wo auf der Karte fließendes Wasser angegeben war, das erst mühselig aus zehn Fuß Tiefe unter der Erde gewonnen werden konnte. Wandernde Tiermassen von 10 Meilen Breite und 30 Meilen Länge hat der Forscher Martin Johnsen gesichtet. An einzelnen Stellen des Tanganyika-Gebiets sollen nach einer Feststellung des Afrikareisenden F. Holmes Scharen von Flamingos so eng aneinander gestanden haben, daß man buchstäblich von „Quadratmeilen Flamingos" sprechen konnte.

*

* **Seealgen als Kuhfutter.** Höchst interessante Versuche stellt eine amerikanische Landwirtin, Frau Hanna MacCormick, auf ihrer Farm in der Nähe von Chicago an, indem sie ihre Kühe mit Seealgen füttert. Die Pflanzen werden getrocknet, zu Pulver zerrieben und in dieser Form dem Vieh verabreicht. Die von diesen Tieren gelieferte Milch soll sich durch einen hohen Gehalt an Jod auszeichnen. Da der Mangel an Jod in der Nahrung als Ursache des Kropfes angesehen wird, eine Krankheit, die in dem sogenannten „Kropfgürtel" der Staaten Indiana und Illinois häufig auftritt, hofft man, daß der Genuß der jodhaltigen Milch der Frau MacCormick zur Bekämpfung der Krankheit gute Dienste leisten wird. — Der Geschmack der Milch wird durch die neuartige Ernährung des Milchviehs angeblich in keiner Weise beeinflußt. Ob das Verfahren angesichts der hohen mit diesem Futtermittel verbundenen Kosten gerade wirtschaftlich sein wird, muß allerdings bezweifelt werden.

## Lustige Rundschau



* **Brief eines Heiratsvermittlers.** „Die Dame ist aus gutem Hause, welches ihr sogar gehört."

*

* **Sparsamkeit.** „Aber Emma, nun haben Sie schon wieder ein Glas zerbrochen." — „Es ist nicht so schlimm, gnädige Frau, die Hälfte geht als Eierbecher!"

*

* **Gefängnishof.** „Die Zahl 13 hat mich ins Unglück gestürzt." — „Wieso?" — „Zwölf Geschworene und ein Richter!"

*

* **Vergleich.** „Komisch, je weiter der Herbst vorgeschritten ist, desto bunter die Farben." — „Wie bei den Frauen! Nur daß die Männer die Schminke bezahlen müssen!"

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.